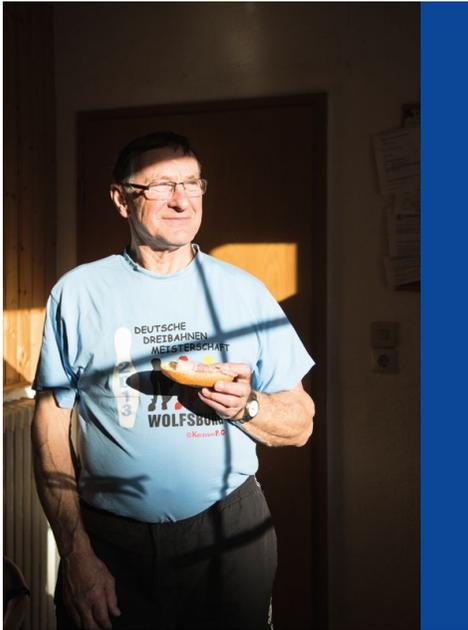


# Das Kugellager

Trotz Nachwuchssorgen und Verdacht der Spießigkeit:  
In Seedorf in Brandenburg ist Kegeln großer Sport  
—VON ANNETT SCHEFFEL



FOTOS: ANNETTE HAUSCHILD



„Gut Holz!“ Kurz und dumpf hallt der Gruß in den Raum. An den Wänden entlang, an denen dicht gedrängt Siegerurkunden neben alten Fotos und Wimpeln hängen. Über die Köpfe der in Grüppchen zusammenstehenden Männer. Und hinauf zum Regal mit seiner langen, glänzenden Reihe aus Pokalen. Zu jedem alten deutschen Hobby gehört eine zünftige Grußformel: „Gut Holz“, prostet ein paar zurück. Der Mann, der gerade mit diesen Worten zur Tür hereingekommen ist, lacht. Über seinen Schultern baumelt in weißen Lettern auf königsblauem Fan-Schal der Name seines Vereins: SV Löcknitzstrand Seedorf 1919.

Ein kleines Dorf unweit der Elbe, umgeben von plattem Land und kreisenden Windrädern, mitten im brandenburgischen Nirgendwo. Hier gibt es sehr viel Ruhe, ein paar Häuser, eine kleine Kirche und vor allem: eine Kegelbahn. Seedorf ist ein Dorf voller Kegelverrückter. 68 Einwohner leben hier, 107 Mitglieder hat der Kegelverein. Nächstes Jahr feiern sie 100. Geburtstag. Auf einem Holzschild am Ortseingang steht: „Willkommen im Keglerdorf“.

Obwohl das Dorf so klein ist, gehört der SVL Seedorf zu den erfolgreichsten Vereinen Deutschlands. Seit 2001 spielt die Herrenmannschaft – mit Ausnahme von einer Saison – in der ersten Bundesliga mit. Im letzten Jahr wurden sie Fünfter,

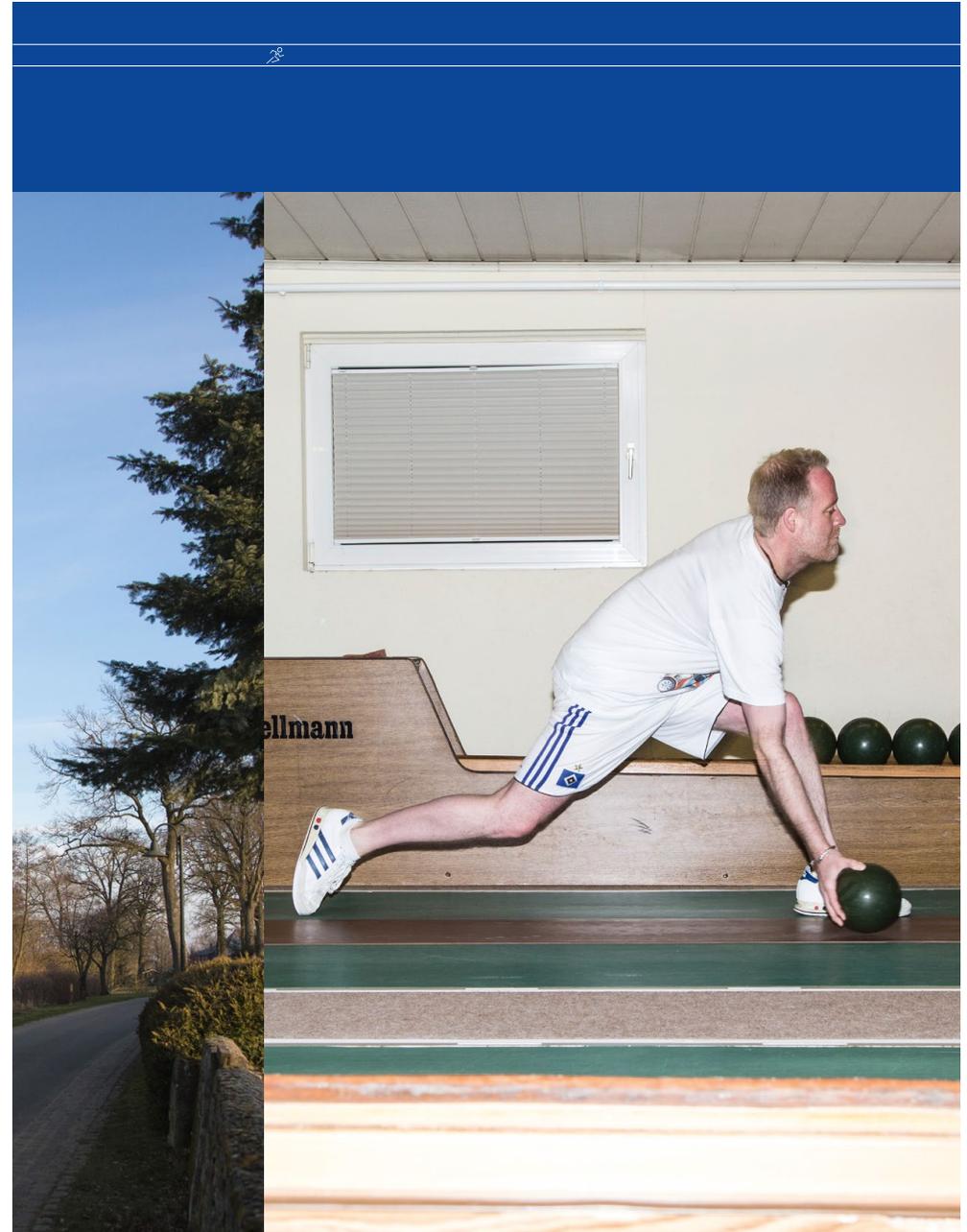
gerade stehen sie auf Platz vier der Tabelle. Bis zum Saisonende sind es nur noch eine Handvoll Spiele.

„Hier bei uns hat man gar keine andere Wahl. Entweder man spielt drüben in Lenzen Fußball, oder man kegelt“, sagt der Vereinspräsident. Kurt Wilke ist ein kleiner, sportlicher Rentner mit kräftigen Armen, der bei jedem Wetter am liebsten Trainingshosen und T-Shirts trägt. 45 Jahre lang ist er Förster gewesen – und noch viel länger Kegler. Früher hat er selbst in der Seedorfer Bundesligamannschaft gespielt. Mittlerweile ist er zur Seniorenklasse gewechselt. Die Augen des 69-Jährigen leuchten hinter dem silbernen Brillengestell, wenn er über seinen Sport spricht. Da gäbe es so viel zu erklären und zu zeigen. Zum Beispiel die Mannschaftsfotos, auf denen er in jüngeren Jahren mit kurzen Sporthosen posiert. „Hier bin ich drauf und da auch. Und das hier ist ganz alt. Da haben wir die Silbermedaille beim FDGB-Pokalrundspiel gewonnen.“ „DDR, 1981“ steht auf vergilbtem Papier über dem Schwarz-Weiß-Bild. Acht Männer in Polyesterjacken, vorne hockt Wilke und grinst stolz.

Langsam füllt sich die Kegelbahn mit Zuschauern. Es ist Samstagmittag, gleich beginnt ein wichtiges Bundesligaspiel gegen SG Union Oberschöneweide. Und Kurt Wilke muss immer wieder seine Erzählungen unterbrechen, um die Spieler der Gastmannschaft zu begrüßen. Als es endlich losgehen soll, huscht er hinüber zum Soundpult: Zum Einmarsch der Teams gibt es Blasmusik, erst „Berliner Luft“ für die Gäste und dann die inoffizielle Brandenburg-Hymne „Märkische Heide, märkischer Sand“. German Gemütlichkeit im Marschrhythmus. Schiedsrichterin ist heute Kurts Schwester Silvia. Mit nervöser Stimme spricht sie ihre Begrüßung ins Mikrofon: „Ein dreifach kräftiges Gut ...“ „Holz!“, antworten die Kegler im Chor. Holz nennt man beim Kegeln die gelandeten Treffer. Auch wenn man längst mit Kunststoffkegeln spielt.

„Deswegen kommen die jungen Leute nicht mehr, weil ein alter Traditionalist wie unser Kurt so was spielt. Vielleicht müsste man es mal mit AC/DC versuchen“, sagt Erich Freitag und haut Wilke lachend auf die Schulter. Auf dem Schwarz-Weiß-Bild drüben an der Wand hockt er neben seinem alten Freund Kurt. „Früher hat jeder gekegelt. Alle waren auf der Bahn. Heute fehlt für Jugendliche der Anreiz. Die können ja tausend andere Sachen machen. Bowling, Squash oder ihre Lieblingsbeschäftigung: vorm Computer sitzen.“

Begonnen haben die Deutschen mit ihrem Volkssport schon im Mittelalter: als Glücksspiel auf Jahrmärkten und Hochzeiten. Die Auswanderer brachten es im 18. Jahrhundert nach Amerika, wo es als Bowling neu erfunden und in die ganze Welt exportiert wurde. Bei den Deutschen aber blieb ein lustiger Abend auf der Kegelbahn bis vor 30 Jahren die liebste Freizeitbeschäftigung. Mit Freunden oder Kollegen und ein paar Gläsern Bier. In den Großstädten gab es riesige Kegelhallen, an der Berliner Hasenheide eine mit 45 Bahnen. Und bis in die Neunziger hinein waren auch die vielen kleinen Bahnen, die sich oft in schmucklosen, aber urigen Kellern unter Gastwirtschaften befanden, Wochen im Voraus ausgebucht. Kegeln war hip. Heute sind von den einst 200.000 Mitgliedern des Deutschen Kegler-Bunds nur noch 80.000 übrig geblie-







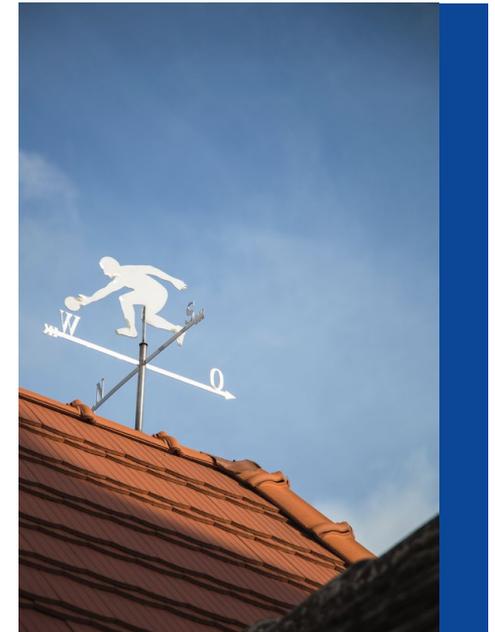
ben. Kegeln im Jahr 2018, das ist ein alter Volkssport im Niedergang. Viele Vereine verlieren rasend schnell Mitglieder. Ist der Kegler eine aussterbende Spezies?

Auf jeden Fall wird er, wenn man die Menschen auf der Seedorfer Kegelbahn fragt, missverstanden und unterschätzt. Immer wieder wird erklärt, wie ernst und aufrichtig dieser Sport sei, wie viele Feinheiten das Kegeln kennt: die Wurftechnik, die Komplexität der Regeln, die Beschaffenheit der Bahn bei verschiedenen Temperaturen. „Jede Bahn ist anders. Man muss sich immer neu drauf einstellen, weil das Holz arbeitet“, sagt Mathias Metzdorf. Am Abend vor dem großen Spiel trainiert er mit ein paar Teamkollegen auf der leeren Kegelbahn. Der 30-Jährige mit den dunkelblonden Haaren, den hier alle nur „Metzi“ nennen, gehört zur jüngeren Hälfte von Kurt Wilkes Bundesligamannschaft. In Seedorf hält er den Bahnrekord: 946 Holz mit 120 Würfeln. Gekegelt wird hier auf einer Bohlenbahn, die sich in Beschaffenheit und Abmessung von den anderen beiden Bahnarten Schere und Classic unterscheidet, erklärt Norbert Witzel, der aus Spandau stammt und nicht aus Seedorf – wie auch einige andere Spieler. Ins Dorf kommen sie nur zum Kegeln.

In den Berichten über das Kegeln, sagt Mathias, gehe es oft nur ums Biertrinken. Dabei gebe es bei Wettkämpfen sogar die unausgesprochene Regel: Kein Bier im Mannschafts-trikot. Nicht alle werden sich am nächsten Tag daran halten. Als Sportart, die sich mit dem Biertrinken verträgt, steckt das Kegeln in einem Dilemma. Kegler trinken gern, aber mit jedem Bier verbindet sich auch ein wenig die Angst, nicht ernst genommen zu werden. Teamkollege Rainer Pagels erzählt die Geschichte, wie er einmal nach einem Artikel über seine alte Hamburger Mannschaft, in dem es vor allem um das Biertrinken ging, wütend bei der „Bild“-Zeitung angerufen hat. Der Reporter habe sich seine Beschwerde angehört und dem Anrufer dann ganz nüchtern geantwortet: „Aber seien wir mal ehrlich, Kegeln interessiert doch kein Schwein!“ Rainer hält kurz inne. „Das hat mich vor den Kopf gestoßen. Aber irgendwie hatte er ja auch recht.“

Am Morgen vor dem Spiel sitzen die Männer in Kurts Küche. Es gibt Kaffee, Brötchen und Mett mit Zwiebeln – „das beste Frühstück, das es gibt“. Auch bei Kurt zu Hause ist das Kegeln omnipräsent. Oben auf dem Dachgiebel dreht sich anstelle eines Wetterhahns ein Kegler aus Zink. Am Regal über dem Küchentisch hängen Dutzende Medaillen an rot-weißen Bändern. In all den Jahren sind es zu viele geworden, um sich alles zu merken. Dafür hat Kurt aber auch Marianne. Was er nicht im Kopf hat, das steht auf einem der vielen Zettel, auf denen seine Frau Namen, Ausgaben, Termine des Vereins notiert. Marianne, kurzes Haar, ernstes Gesicht, ergänzt Kurts Sätze. Er ist der Mann im Mittelpunkt, der die eine oder andere Zote raushaut, sie die Organisatorin im Hintergrund. Ihre Ehe begann einst beim Kegeln und dreht sich immer noch darum.

Dass Marianne im Moment besser im Kegeln ist, das gibt ihr Mann, ein bisschen widerwillig, zu. Weil es seit ein paar Jahren keine Damenmannschaft mehr in Seedorf gibt, spielt sie 30 Kilometer entfernt in der Mannschaft des SG Traktor Perleberg.





In ihrer Altersklasse ist sie bei der letzten deutschen Meisterschaft Zweite geworden. Während sie mit dem Abwasch hantiert, erzählt sie, warum sie damals mit dem Kegeln angefangen hat: „In meiner Schulzeit war ich eine sportliche Null. Um den Sportunterricht habe ich mich mit Attesten gedrückt. Aber kegeln konnte ich. Wenn man Erfolg hat, macht man automatisch weiter. Ich wollte ja beweisen, dass auch ich etwas gut kann.“

In Seedorf gibt es nur zwei Straßen, die einen Namen haben. Beide schlängeln sich in schönster Elbtal-Idylle an einem Fluss entlang, nach dem die eine, die Löcknitzstraße, benannt ist. Die andere trägt wie ein Wegweiser den programmatisch-schlachten Namen: Zur Kegelbahn. Sie liegt ganz am Ende des Dorfes hinter dem Ortsschild. Dahinter kommt nur noch ein Wendekreis für Autos. Und brauner, steif gefrorener Acker. Was macht man in Seedorf, wenn man nicht kegelt? „Holz“, sagt Kurt, „für die Heizungsanlage.“ „Garten und ausrufen“, sagt Marianne.

Alle Fäden des Ortes und des kleinen großen Kegelvereins laufen bei Kurt Wilke zusammen. Er ist in Seedorf geboren: in dem Haus mit dem Wetterkegler auf dem Dach, das seine Familie 1796 gebaut hat. Sein Großvater war 1919 einer der Gründer des SVL Seedorf. Bis 1948 spielte man auf einer Freiluft-

bahn und verlegte dann zwei Bahnen in eine Scheune. In Kurts Familie kegelten alle. Als Siebenjähriger hat Kurt als „Kegeljunge“ angefangen – so nannte man die Burschen, die früher mit der Hand die Kegel wieder aufstellten und die Kugeln zurückrollten, bis es nach und nach vollautomatische Stellmaschinen auf den Bahnen gab. Kurt freute sich als Kind vor allem über die Bockwurst, die er am Ende bekam, und die zehn DDR-Mark Tageslohn.

Auf der Kegelbahn hat der Wettkampf nach blasmusikalischem Einmarschritual mittlerweile begonnen. Die Zuschauer – bis auf drei, vier Frauen alles Männer – blicken gespannt durch die Fenster zu den Kegelbahnen und johlen. Kurt Wilke ist einer der lautesten. „Solche schönen Treffer!“ und „Holz, Metz!“ Mit verschränkten Armen verfolgt er die Würfe der Kegler und die Ziffern auf den Anzeigetafeln. Er lässt sich auch durch die Berliner nicht ablenken, die eine Ratsche und ihren eigenen Schlachtruf mitgebracht haben. Irgendwas mit „Zack, zack“ und „Endlich mal 'ne Neune“. Gespielt wird wie üblich mit sechs Spielern pro Mannschaft. Jeder absolviert 120 Würfe, verteilt auf vier Bahnen. Am Ende gewinnt die Mannschaft, die zusammen mehr Holz erzielt hat. An diesem Samstag werden es die stolzen Seedorfer sein.

Es riecht nach Männerschweiß und der Kamille aus Franks Kugelpoliercreme. Frank ist der Mannschaftskapitän des SVL Seedorf. Weil es mit dem Kegeln zunächst nicht so läuft, zeigt der 52-Jährige heute vor allem seinen unumstößlichen Optimismus. „Alter Mann, lass dich nicht abwimmeln“, ruft er aufmunternd. „Zeig den jungen Dachsen mal, wie's läuft!“ In einer Ecke fachsimpelt das älteste Vereinsmitglied, der 86-jährige Ferdinand, mit einem jungen Mann. Die Jüngste, Nele, ist zwölf, heute aber nicht dabei. Jeder, der Bier holen geht, kommt mit zwei oder drei Gläsern zurück und verteilt sie an die Umstehenden.

Warum eigentlich immer vor allem Männer zu den Spielen kommen, das kann sich Kurt auch nicht erklären. Er wirkt aber auch nicht wie ein Mann, der sich darüber schon sonderlich oft Gedanken gemacht hat. Möglich ist, dass es mit den ballistischen Elementen der Sportart zu tun hat. Möglich auch, dass Männer zum Zusammensein einen Anlass wie das Kegeln brauchen. Irgendwas habe das aber schon auch mit dem Bier zu tun, meint Kurts Schwester Silvia.

Es ist eine eigene Welt mit einer eigenen Sprache, in der die Kugel auf der Bahn zu lang oder scharf, zu flach oder rund gespielt wird und in der man einen Nullerwurf „Ratte“ nennt. Eine Welt der Männerfreundschaften und des urigen Zusammenhalts. In der niemand für seinen Einsatz auch nur einen Cent Geld bekommt, nicht in der Bundesliga, nicht mal beim Europacup. „Alle helfen allen. Und keiner nimmt Geld. Geld macht den Sport kaputt“, sagt Mathias. Die Vereinskasse wird mit Sponsorengeldern der Kreissparkasse gefüllt. Und es ist eine Welt, in der für die meisten gilt: entweder Single oder zusammen mit einer Keglerin. Eine Welt, die sehr viel besser zum Land passt als zu Großstädten. Die tief in die Identität von Seedorf eingeschrieben ist. Eine Welt voller Idealisten, sagt Mathias. „Ein bisschen verrückt muss man dafür schon sein“, sagt Marianne und nickt ihm zu. ☺

